

Tribüne

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **32 (1945)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

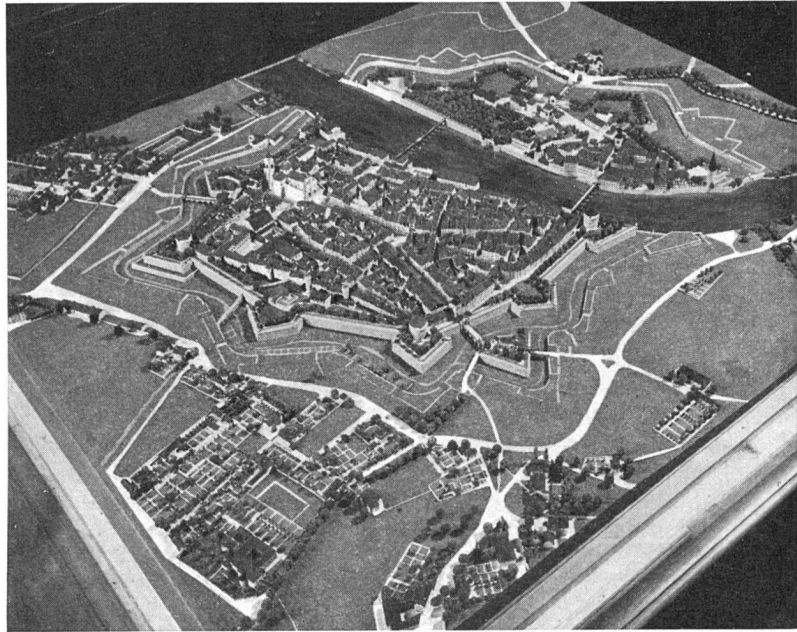
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tribüne

Stellt Solothurn seinen Grüngürtel wieder her ?

Keine andere Schweizerstadt, will uns scheinen, trägt heute noch so ausgeprägt die Züge einstiger Wehrhaftigkeit wie Solothurn. Wo stünde einem die zweitletzte, stämmig-gedrungene Landsknechtgestalt aus Hodlers Margnanobild leibhaftiger vor Augen als gerade hier. Und doch, das famose Modell des Solothurner Museums, das die Stadt des 17. Jahrhunderts darstellt, zeigt deutlich, wie anspruchslos wir abgeschliffenen Modernen im Grunde sind, wenn wir das heutige Solothurn so empfinden. Welch unbändig geschlossene Kraft spricht aus diesem alten Stadtbild mit seiner polygonalen Mauerumgürtung, seinen Rundtürmen und Bastionen, um die sich die breite, gänzlich unbebaute Zone der Graben, Contreescarpes und des Glacis legt. Ähnlich kristallhaft klar war nur noch das alte Wien. Himmel, welche Chance für einen großzügigen städtebaulichen Gedanken im Gehirn eines Patrioten im Zeitalter, als die Eisenbahn und die übrigen Segnungen des 19. Jahrhunderts kamen. Alt Solothurn, die gesund gebaute, nie durch Übervölkerung sanierungsbedürftig gewordene Stadt samt Mauern und Türmen unverletzt lassen für Stadt- und Kantonsregiment, Kleinhandel und Kleinhandel. Die Graben zuschütten und mit dem Glacisgürtel zum gänzlich unüberbauten breiten Parkgürtel ausgestalten. Außen blitzblanke moderne Quartiere mit Großgewerbe und Industrie. An ihrem innern, dem Parkgürtel und der Altstadt zugewendeten Rand die Schulen, die neuen öffentlichen und repräsentativen Gebäude! Es wäre eine nationale Sehenswürdigkeit geworden!

Der Gedanke sprang nicht. Man hatte damals für anderes zu springen. Der Architekt war eines Tages plötzlich da und nahm den Zwischenraum zwischen Westbahnhof und Stadt heraus. Wie es weiter ging, weiß man aus Morgensterns unsterblichem Poem. Die neue Stadt wuchs im Westen an die alte an. Im Norden kamen die öffentlichen Gebäude in den Grün-



Solothurn im 17. Jahrhundert. Modell im Museum Solothurn

gürtel und nicht an dessen Rand zu stehen.

Soll diese Entwicklung, die den alten Kristall verschlammte und verhüllte, weiter gehen, oder soll jede sich bietende Gelegenheit benützt werden, um ihn wieder herzlich freizulegen? Diese Frage wird sich jetzt Solothurn erneut zu stellen haben, wenn es um den Bau der Kantonalbank geht, der in unmittelbarer Nähe eines der wichtigsten Gelenkpunkte des alten Befestigungssystems, des prachtvoll dicken Burrsturms projektiert ist. Dicke Leute brauchen Aktionsraum. So ist es auch mit den dicken Bauten. Die Angelegenheit scheint in Solothurn schon viel Staub aufgewirbelt zu haben – mit Recht. Die eingeholten Expertisen, das Jurygutachten des 1944 durchgeführten Planungswettbewerbes und die Eingabe einer Solothurnergruppe des S. I. A. stimmten darin überein, daß ein möglichst weites Abrücken gefordert wird. Ob nun aber 28 oder 43 m, beides ist in Anbetracht der großen überbauten Grundfläche betrüblich.

Die Gutachter und Petenten haben sich als gut schweizerische Realisten erwiesen, als sie mit der grundsätzlichen Unverschieblichkeit des Standortes rechneten. Wäre es aber auf weite Sicht gesehen nicht doch realistischer, einen andern Bauplatz zu suchen? Vielleicht findet ihn der kom-

mende Stadtbaumeister, dem die beneidenswerte Aufgabe zufallen wird, für eine Stadt zu arbeiten, die diesen Namen noch verdient. P. T.

Diskussion um die Typenmöbel

Eine ausführliche zustimmende Anzeige der Aprilnummer des «Werk» in der Thurgauer Zeitung vom 19. April 1945, unter dem Titel «Typenmöbel für die Nachkriegszeit», hat den Anstoß zu einer Auseinandersetzung über die Frage des modernen Typenmöbels gegeben, die von prinzipieller Wichtigkeit ist. Ein Vertreter der schweizerischen Möbelindustrie, Dr. H. Goldinger, legte in der Thurgauer Zeitung vom 5. Mai dar, daß unsere Industrie von einem Export an Typenmöbeln kaum goldene Zeiten zu erwarten habe. Er bezweifelte die Dauer der Konjunktur und wies auf die Rohstoffknappheit und die für die Schweiz ungünstigen Verrechnungsbedingungen hin. Einleuchtend war vom Standpunkt des Fabrikanten aus die Feststellung: «Bei der Knappheit an Rohstoffen ist der Export für uns nur dann sinnvoll, wenn er möglichst vielen Händen lohnende Arbeit bietet. Unsere Volkswirtschaft hat darum ein Interesse nur an einer Ausfuhr von Möbeln, mit deren Herstellung möglichst viele Arbeitskräfte beschäftigt werden kön-



Möbel-Inserat aus einer schweizerischen Tageszeitung

nen». Übergangen wurde die Frage nach einer moralischen Verpflichtung der Schweiz, auch auf diesem Gebiete beim Wiederaufbau Europas mitzuwirken, und nur latent war in dem Diskussionsbeiträge das ästhetische Problem enthalten.

Auf diesen letzteren Punkt trat mit allem Nachdrucke der Geschäftsführer des SWB, Architekt *Egidius Streiff*, in seiner Antwort «Möbelexport und Möbelkäufer» ein, die am 19. Mai ebenfalls in der Thurgauer Zeitung erschien. Damit führte er die Diskussion wieder auf jene Grundlagen zurück von denen auch die «Werk»-Redaktion bei der Aufnahme der beiden Beiträge über schwedische Möbel ausgegangen war: Gegenüber der schweizerischen, durch einige Großfirmen teilweise künstlich geschaffenen Neigung zu teuren, schweren und für die Normalwohnung überdimensionierten Möbeln bietet diese schwedische Produktion das geschmacklich und sozial gesunde Gegenbeispiel. E. Streiff schreibt unter anderem: «Es geht ja den Befürwortern durchdachter Typenmöbel nicht ausschließlich um den Export; sondern als ebenso dringend erscheint ihnen eine Neuorientierung im Möbelbau auch in der Schweiz. Denn die heutige schweizerische «Normalproduktion» trifft in unserem eigenen Lande kaum mehr den richtigen Größen- und Formenmaßstab, wie jeder Rundgang in einer neubezogenen Siedlung beweist, und selbst in der sogenannten «besseren» Wohnung bewährt sich die heute von der Industrie gelieferte durchschnittliche Wohnausstattung nur sehr bedingt, da auch hier

die Stücke vielfach zu groß und vor allem zu pompös, also zu wenig auf den einfacheren menschlichen Lebensmaßstab eingestellt sind. Es ist kein schlüssiger Gegenbeweis, wenn Möbelproduzenten darauf hinweisen, daß die «schöne» Aussteuer ihren schlanken Absatz finde; denn der schweizerische Konsument ist fast ausschließlich auf diese Erzeugnisse angewiesen, weil ihm der Markt die zu ihm oder seiner Kleinwohnung passenden Möbel nicht oder mindestens nur sehr schwer erreichbar zur Verfügung stellt. So ist denn das junge Paar fast ausschließlich auf die Zwangsjacke der starren kompletten Aussteuer angewiesen, mit den zu breiten Kleiderschränken, den Mammutbuffetts und der ganzen, zum normalen Haushalt nicht passenden geschwungenen, hochglanzpolierten Pracht, zwischen der den Kindern später ein saures Leben wartet.

«In Schweden, sowie in einigen weitblickenden, aufgeschlossenen Betrieben in der Schweiz sind aus diesen veränderten Lebens- und Wohnbedingungen die notwendigen Folgerungen gezogen worden. Die seinerzeit im «Werk» publizierten schwedischen Typenmöbel sind keineswegs erst Kinder unserer Tage, und sie haben schon lange vor dem Krieg auf allen großen internationalen Ausstellungen den größten Beifall gefunden, weil die schwedische Industrie das auch für uns bestehende Problem auf unbeschwerfrische Art und dabei technisch und formal absolut sicher und sauber zu lösen wußte. Diese Beispiele zeigen uns, wie vorbildliche – billige und teure – Möbel für den Absatz im Ausland gestaltet sein können.» k.

Kunstnotizen

Chronique Romande

Cet été, l'unique manifestation artistique importante est l'exposition «Les Tissus dans le Monde» qui s'est ouverte au Musée d'Ethnographie de Genève. Le professeur Pittard et ses collaborateurs, qui nous avaient donné il y a deux ans une très intéressante exposition consacrée aux masques, font preuve d'une activité infatigable, et qui ne mérite que des éloges. Il est d'autant plus nécessaire de proclamer l'intérêt de leurs expositions, que pour le grand public en général, le mot «ethnographie» a quelque chose d'un peu rébarbatif. Et pourtant, ce qui est exhibé au musée du boulevard Carl-Vogt n'est pas réservé aux spécialistes. Le professeur Pittard et son équipe, animés d'un zèle louable, ont tout fait pour renseigner et éclairer les visiteurs au moyen de cartes, de croquis, de notices succinctes mais très claires. Ce qu'ils nous montrent est extrêmement divers, et comprend aussi bien des tissus précolombiens, coptes, javanais, que des tapis d'Orient et des broderies balkaniques. Une telle exposition mérite d'être vue par tous ceux qui ont un tant soit peu de curiosité pour l'histoire de la civilisation et des arts et métiers.

Puisque l'approche de l'été restreint le nombre des expositions, il n'est pas inutile d'en profiter pour traiter un aspect particulier de la peinture contemporaine. Dernièrement, une galerie romande exposait un tableau d'Othon Friesz datant de la période «jaune» de l'artiste. Lorsque Friesz exécuta ce tableau, vers 1905, il étala des tons aussi purs que possible en laissant intacts de grands îlots de la toile. A ce moment-là, cette toile était blanche, et l'artiste avait calculé le rapport chromatique de ces parties blanches avec ses tons purs. Mais, comme il était à prévoir, avec les années ces îlots de toile blanche ont jauni, puis bruni. En outre, un possesseur malavisé a verni le tableau; tandis que les tons purs, probablement exécutés avec des couleurs de mauvaise qualité, se ternissaient. Ce qui fait qu'aujourd'hui, au bout de quarante ans, le tableau n'est plus du tout ce qu'avait voulu l'artiste. Si ce fait était isolé, ou pourrait le négliger; mais il suffit de fréquenter les expositions de peinture contemporaine et d'avoir un peu l'expérience de la